

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Mohr, Franz: Wie der Herr Esserle hamstern ging

urn:nbn:de:bsz:31-62031

pumperlgesund! Die ganze Sucht ist weg-
geblasen.“

„Das freut mich, Hofbauer! Ich gratuliere
Ihnen, Sie haben wirklich eine Rohnatur! Sie
werden zweihundert Jahre alt! Wenn einer eine
solche Rohnatur ausschält . . .“

„Wenn mich nur das Finanzamt nicht um-
bringt! Sagen Sie, Herr Doktor, kann man
denn den Herren auf dem Finanzamt nicht auch
so eine Rohnatur verschreiben? Damit sie der
Teufel alle miteinander holt? Und die Wal-
burga Wasenah, den Zacharias Feinstreicher und
den Schmied Christian dazu?“

Wie der Herr Efferle hamstern ging.

Von Franz Mohr.

Es war in der bösen Zeit, da man für
eine Mustatnuß ein kleines Kapital
anlegen mußte und froh war, wenn
man irgendwo auf dem Lande ein
paar Eier und ein bißchen Schmalz hamstern
konnte. Man wanderte von Tür zu Tür wie ein
sechtender Handwerksbursche und bettelte für
Geld und gute Worte um etwas Nahrhaftes.
Da hatte man Glück, dort wurde man schöff, ja
mitunter verächtlich abgewiesen. Aber wenn's
gelang, was war das für Freud! Wenn man
in die bruzzelnden Feldkohlraben ein Stückchen
Speck legen und diese Göttergabe genießen konnte
mit einem Stückchen Bauernbrot, in dem nichts
war als was hinein gehörte, nur richtiges
Mehl ohne Zusatz von gemahlenen Rohnkastanien
und, weiß der liebe Gott, von sonst was! Ja,
nach einer Rachel in Speck und Butter gebadener
Eier, nach einer richtigen Wurst sehnte sich auch
der Herr Efferle, der als wohlhabender Haus-
besitzer im schönen Freiburg wohnte und der
ewigen Kohlraben und der ewigen Tomaten-
suppe längst überdrüssig war und bei dieser Kost
erheblich an Bauchrundung verloren hatte.

„So geht's nicht weiter,“ sagte er eines
Abends zu seiner Gattin, „waisch was, morgen
fahr ich in den Schwarzwald und hamstere!“

„Ja, Schwarzwald,“ entgegnete die Lebens-
gefährtin, „ich bin gestern in drei Dörfern und
auf einem Duzend von Höfen gewesen und hab'
nichts heimgebracht wie Blasen an den Füßen
und den Leib voll Arger. Wenn man bei dem
Burenvolf nicht bekannt ist, kriegt man nichts.“

„Ja, Alte, ich geh' auch nicht in unseren
Schwarzwald, ich geh' weiter hinunter, wo die
Buren noch nicht so überlaufen sind. Waisch,
drobe an der württembergischen Grenz ist noch
was zu holen. Ich fahr' morgen früh nach
Offenburg und von dort in den Schwarzwald.
In Schiltach wohnt einer, der hat mit mir bei
den Leibgrenadieren gedient und der wird mir
schon helfen!“

Dort in Schiltach hauste wirklich der Militär-
spezel des Herrn Efferle, Fritsch mit Vornamen,
und war einer, der's hinter den Ohren hatte und
einem Späßle nie abgeneigt war. Und der
dachte beim ersten Wiedersehen mit dem Herrn
Efferle daran, wie große Pakete der immer von
daheim als Soldat bekommen, wie er aber die
rundlichen Würste und den Speck allein verzehrt
und nie einem Kameraden etwas davon abge-
geben habe, und das wollte er dem Efferle
noch nachträglich ein wenig eintränken.

Ja, meinte er, im Schwarzwald um Schiltach
herum gebe es immer noch Quellen, aus denen
allerlei Genießbares fließe. Aber die Bauern
von Lehengerichten hätten alle ihre Kundschaft,
meistens in Karlsruhe, und zwar Leute mit
dickem Geldbeutel, die generös bezahlten. Da
käme ein anderer nicht mehr an. Doch drüben
im Württembergischen könne man nach Herzens-
lust hamstern. Nur dürfe man sich nicht von
den Landjägern erwischen lassen und müsse seine
Beute bei Nacht und auf Schleichwegen über die
Grenze schmuggeln. Er, der Fritsch, habe in Nisch-
halden einen Freund, bei dem alles zu haben sei,
was einen ausgehungerten Magen erfreue. Er
müsse heute doch hin und wolle dem lieben alten
Kompagniegenossen den Rucksack mit Speck,
Schäufele, Wurst und auch einigen Laiben Brot
füllen lassen. Bezahlen könne der Herr Efferle
später, wenn er, der Fritsch, die Rechnung habe.
Denn einem Fremden gebe der Nischhaldener
nichts. Abholen und über die Grenze schmuggeln
müsse aber der Herr Efferle den Rucksack mit
den Schätzen selbst. Morgen früh führe er ihn
die Waldspfade, auf denen man nicht erwischt
werde. In Nischhalden könne dann der Efferle im
„Ochsen“ sich einen guten Nachmittag machen und
dann, wenn's dunkel geworden sei, mit dem ge-
füllten Rucksack sich auf den Weg nach Schiltach
machen. Ihn, den Fritsch, freue es unbändig, dem
Freunde einen Liebesdienst erweisen zu können.

Dem Herrn Efferle lief das Wasser im Munde
zusammen, als er an all das dachte, was morgen
ihm gehören sollte. Und ein paar Flaschen echtes
Chrieswasser wollte ja der Fritsch noch extra
von sich aus beschaffen.

Es war ein trüber, regnerischer Herbsttag, als
der Fritsch und der Herr Efferle die Schiltacher
Höhe hinaufstiegen und gen Nischhalden hin wan-
derten. Die breite Straße, stellenweise noch mit
großen Steinplatten aus der Römerzeit her be-
legt, nämlich ansteigend bis zum Zollhaus, mußte
allerdings gemieden werden, der Sicherheit
wegen. Dafür führte der Fritsch den Herrn
Efferle quer durch den Wald, durch Dickicht aller
Art, bis endlich die Häuser Nischhaldens auf-
tauchten. Dort geleitete er den Freiburgurer zu
einem behäbigen Bauernhof, wo sie schon von dem
Besitzer erwartet und mit etwas verständnis-
sinnigem Lächeln empfangen wurden. Der Herr

Esserle erfuhr, daß er am Abend den Rucksack in Empfang nehmen könne und dann vom Baschtian, dem Knecht, gegen ein kleines Trinkgeld so weit geführt werde, bis er nur der Nase nachzugehen brauche, um glücklich nach Schiltach zurückzulanglen. Im „Döhsen“ machte es sich dann der Herr Esserle bei guter Akung und süßigem Most bequem und erwartete den Abend. Der Frix hatte sich schon vorher empfohlen, denn, meinte er, so Sachen mache einer am besten allein.

Es war eine gar schwere Last, die da in Nischalden dem Herrn Esserle aufgepackt wurde, viel schwerer noch als der kriegsmäßig ausgestaffierte „Affe“, den der ehemalige Leibgrenadier einst im Manöver hatte schleppen müssen. Aber was tut man nicht um des lieben Magens willen! Keuchend wankte der Herr Esserle bei Anbruch der Nacht aus dem Dorf dem Walde entgegen, dessen Dunkel ihn auch dem schärfsten Blicke des Spähers entzog.

Wie der Rucksack drückte! Die Schinken, die darin verstaubt sein sollten, mußten gut geräuchert sein und lange den Prozeß der Lufttrocknung durchgemacht haben. Denn sie waren hart wie Granit und drückten dem Herrn Esserle die, mit Wasser angefüllte Beulen.

Dazu der vermaledeite Marsch durch den Wald kreuz und quer! Da stolperte der Rucksackträger über eine Baumwurzel, dort sank er in ein von Nadeln heimtückisch verdecktes Loch, dort riß ihm ein dürrer Ast Schrammen ins Gesicht — wenn nur einmal die alte Körnerstraße erreicht wäre! Keine tausend Teufel sollten ihn, den Herrn Esserle, wieder in die wegeloße Finsternis mit ihren Gefahren für Leib und Leben bringen, er blieb auf dem Wege und wenn ihn die Grenzer auch packten. Zur Not konnte er sich ja als einen Touristen ausgeben und würden die Grünen ein Einsehen haben! Und jetzt begann es auch noch zu regnen. Erst fieselte es, dann schüttete es. Der Herr Esserle war bald bis auf die Haut durchnäßt und sein rinnender Schweiß verwischte sich mit dem Naß von oben.

Aber es nimmt alles einmal sein Ende. Die Uhr in Schiltach schlug gerade 1 Uhr, als Herr Esserle todmüde den Schloßberg hinunterwankte.

Von seinem Freunde wurde er erwartet. Es brannte noch Licht im Hause, das ihm gastlich seine Pforten öffnete.

„Nur den Rucksack herunter — ich halt's nicht mehr länger aus!“ — leuchte der Herr Esserle, als ihn der Frix mit freundlichem Lächeln in Empfang nahm, „ich kann ihn nicht mehr lupten, das war zu viel!“

Mit verdächtigem Gepolter fiel die Last auf den Stubenboden — die Schinken mußten so hart sein, daß sie schier nicht zu schneiden waren! Ans Auspacken dachte der Herr Esserle nicht mehr. Nur liegen oder wenigstens sitzen können und etwas essen, wenn's auch nur ein Stück Brot war!



Luigi Banti

„Nai, so was!“ stotterte er fassungslos, während ihm die Augen vor den Kopf traten.

Nun, für Essen war gesorgt. Auf dem weißgedeckten Tisch prangte kerniger Speck, und in den Gläsern duftete klares Chrieswasser. Der Herr Esserle griff zu wie ein heißhungriger Wolf, und das Chrieswasser belebte wieder die erschlafften Lebensgeister. Dann aber wollte er auch sehen, was er eigentlich von Nischalden hergeschleppt hatte. Wie würde sich die Gattin, die teure, über den Segen freuen, den er heimbrachte, wie würde sie ihn, den sorgenden Gatten loben,

wie würden ihre Augen leuchten, wenn er auspackte! Ihr künstliches Gebiß würde ja den harten Schwarzwälder Schinken nicht ohne Schwierigkeiten zermalmen können, aber man könnte ihn ja schaben und zudem — er, der treue Gatte, hat noch gesunde Zähne.

Aber was war das, was da aus dem Rucksack herauskollerte! Nach Schinken, nach Ripple, nach Schäufele sah das durchaus nicht aus, und als sich der Herr Esserle die Bescherung näher besah, da stand er vor einem Haufen schwerer Feldsteine, die ihn höhnisch anzuglocken schienen.

„Nai, so was!“ stotterte er fassungslos, während ihm die Augen vor den Kopf traten.

„Den Nischaldener soll das Mäuse beißen!“ entgegnete der Frix. „Der hat wieder einmal einen seiner dummen Streiche gemacht. Aber tröste dich, alter Kompagniespezal, morgen früh wird dein Rucksack eine andere Füllung haben!“

Der Herr Esserle schließ diese Nacht wie ein

Murmeltier. Als er morgens erwachte, stand neben seinem Bette der prall vollgestopfte Rucksack. Aus dem Schlitze sahen die Hälse einiger Flaschen mit Chrieswasser heraus, unter ihnen aber war in reichlicher Fülle kräftige und bekömmlische Friedenssagung verstaubt.

Und diese Nahrung wirkte versöhnend und erhellte das umdüsterte Gemüt des Hamsterers. Wohl ahnte er etwas, wohl hegte er einen Verdacht, aber als ihm der Fritz die Rechnung vorlegte, die durchaus nicht teuer war, da verzieh er ihm den Streich und dampfte heiteren Gemüts heimwärts.

Stolz frante er vor der Gattin die Herrlichkeiten aus. Von dem Schweiß aber, den sie ihn gekostet hatten, erzählte er nichts.

Der Mann und der Hund.

Skizze von Friedrich Rasche.

Die Tür schnappt ins Schloß, wie ein Klotz fällt der alte Benjam auf das knarrende Sofa, der Hund, um den es geht, schiebt sich eingeschüchtert unter den Tisch. Grämlich, mutlos und geradezu erschrocken steht die Stille zwischen den grauen Wänden.

Benjam ist ein sehr alter Mann, er ist schon über die Achtzig hinausgekommen. Wenn er geht, knickt er in den Knien ein, und wenn er mit dem Löffel hantiert, zittern ihm die mageren ausgetrockneten Hände. Benjam lebt notdürftig von einer Altersrente und von der gleichgültigen Gutmütigkeit einiger Menschen, die ihm ab und zu eine Kleinigkeit zukommen lassen. Benjam sitzt den Großteil des Tages in der muffigen Stube und redet mit sich und seinen Erinnerungen. Er ist nicht mehr ganz Herr seiner Gedanken; sie kommen und gehen, wie sie wollen, sie gehorchen keinem Gesetz mehr, sie schieben sich ineinander und vertauschen ihre Farben. Benjam denkt an seine langverstorbene Frau, die Marielchen hieß, klein, rund und so gefühlvoll, war, daß ihr bei den unmöglichsten Anlässen die Tränen kamen. Er denkt sehr oft an seine zwei Jungen. Der Ältere ist mit phantastischen Hoffnungen nach Amerika gegangen. Dreimal sind von ihm Briefe mit fremden bunten Marken gekommen. Dann ist er für immer verschollen gewesen. Und den Jüngeren hat der Krieg gefressen, gerade als er es bis zum Werkmeister gebracht und sich ein Weib genommen hatte. Und Benjam denkt an die Zeit, da er noch mit Leimtopf und Falzbein umging, denn er hatte eine flottgehende Buchbinderei. Das ist nun alles dahin, als wäre es nie gewesen. Jetzt hat Benjam nichts mehr auf der Welt als die Erinnerung; und auch deren wird er allmählich müde.

Besitzt er wirklich nichts mehr? Doch —

Benjam hat noch sehr viel, Benjam hat seinen Hund. Und je blässer und gleichsam treuloher seine Erinnerungen werden, um so wertvoller und wirklicher wird ihm das guttägige Tier. Dieser Hund ist eine ganze lebendige Welt; er ist beruhigende Nähe und selbstverständliches Zutrauen. Er hat große bernsteingelbe Augen, die sich dem Blick des Alten nie versagen, und in seinem Körper ist eine immer gleichmäßige Wärme, die er gern an Benjam weiterpendet. Ein Duzend Jahre muß schon vergangen sein, seit Benjam seine Freude an dem Tiere hat. Auf einem Abendspaziergang, da die Einsamkeit sein Herz schwer und ganz mutarm machte, hatte er den Hund in einem Gehölz gefunden, klein, struppig und halb verhungert. Er hat ihn mitgenommen und aufgeflegt, als sei er ein gnädiges Geschenk des Himmels. Manchmal hat er sein eigenes Essen daran gegeben. Aber es ist nicht umsonst gewesen. Tausendfach hat es ihm der Hund durch sein bloßes Dasein gelohnt. Und jetzt kann sich Benjam sein Leben nicht mehr ohne ihn denken. Stirbe der Hund, würde eine gefährliche Lücke entstehen, in die würde Benjam eines Tages hineinstürzen. Bestimmt.

Und nun?

Der Mann mit dem glatten Gesicht, der eben die Tür zugeworfen hat, — was hat er gesagt? „Ersäufen Sie doch das Vieh in der nächsten Pfütze!“ Der Mann mit dem glatten Gesicht kommt seit vier Wochen jeden dritten Tag, um die fällige Hundesteuer einzutreiben. Und Benjam hat einfach kein Geld. Diese Steuergeschichte ist ihm böse über den Kopf gekommen. Die vergangenen Jahre hatte ein guter Freund, der es im Leben zu etwas gebracht hat, diese leidige Angelegenheit für ihn geregelt. Aber dieser Nothelfer ist vor zwei Monaten gestorben. Umsonst hat Benjam an einige vergessene Türen geklopft. Schließlich ist er mit seiner Bitte auf das Armenamt gelaufen. „Was?“ hat einer gesagt und ihn durch die Brille angefunkelt, „Sie können sich noch einen Hund halten? Den Luxus sollten Sie sich aber abgewöhnen.“ — Benjam starrt auf den Tisch. „Ersäufen Sie ihn doch!“ liest er auf der fleckigen zerschnittenen Wachstuchdecke. Und der Mann mit dem glatten Gesicht hat noch eine Drohung hinzugefügt: „Wenn ich das Geld morgen nicht bekomme, nehme ich den Hund mit. Dann hat er am längsten gelebt.“

Der Alte schrickt zusammen; denn der Hund hat seinen Kopf auf Benjams Knie gelegt und sieht ihn mit den bernsteingelben Augen traurig und verwundert an. Dieser Blick läßt Benjam das Blut drängend ins Herz steigen. Seine Gedanken kreisen nur um die eine Tatsache, daß das Leben des Hundes verfallen ist — so oder so. Morgen bringen sie ihn um mit Strychnin oder einem anderen gemeinen Gift. Ist es nicht besser — er selber verhilft ihm zum Tode? „Ich